

Die ‚christliche Ethik‘ wird von unzähligen Kanzeln gepredigt. Sie durchdringt Kunst und Wissenschaften. Sie wird jeden Tag durch die Presse verkündet, sie wird durch den Rundfunk verbreitet. Sie ist die ‚Philosophie‘ der Pazifisten.

Sie ist die Pforte, durch die alle eingelassen werden, der Weg auf dem alle gehen können. Weit ist diese Pforte und breit dieser Weg!

Das Kreuz ist an diesem Weg nicht aufgerichtet! Wohin immer der Weg führt — zu Freiheit, Gleichheit, Demokratie, Frieden, ‚Kultur‘, — er führt fort vom Kreuz.

Dies haben die zehn Jahre zu bedeuten, dies ist ihr Werk! Sie haben uns durch die weite Pforte gebracht und voran auf dem breiten Weg. Sie haben in einer seiner Erscheinungsweisen den Antichrist über der westlichen Welt auf den Thron gehoben, und in einer anderen Erscheinungsweise über dem Reich, das sich von der Elbe bis zum Gelben Meer erstreckt.

Hat es, seit dem Sündenfall, je ein Jahr gegeben, wo Satan mehr Grund zur Zufriedenheit hatte als in diesem, dem elften Jahr, wenn er auf sein Werk während der zehn Jahre zurückblickt?

Und doch, etwas strahlt hervor aus der Finsternis jener Jahre, ... etwas, das — vielleicht, vielleicht — sich einen Weg durch die verhängte Zukunft, die dahinter liegt, bahnt, und das in jener Zukunft geheiligt oder wieder geheiligt werden wird.

Worin liegt unsere Hoffnung? Im Hunger und im Durst! Die Gefahr — und letzten Endes die einzige Gefahr — ist, daß der Hunger und der Durst sich mit der nichtigen Nahrung der ‚christlichen Ethik‘ abspeisen lassen und daß die Menschen gefüllt, aber nicht satt sein werden. Aber es gibt Anzeichen ..., daß den Propheten, die da falsch prophezeien, Mißtrauen begegnet und die Leute es nicht mehr ‚eben so haben wollen‘. In der Not, im nagenden Hunger und im brennenden Durst, da ist unsere einzige Hoffnung: nicht ein Hunger nach Brot, und nicht ein Durst nach Wasser, sondern danach, die Worte des Herrn zu hören.“

Götzendämmerung

Buchbericht von FELIX OTT

In diesem Jahr erschien in England unter dem Titel „The God that failed“¹ ein Buch, dem in der unübersehbaren Literatur über den Kommunismus ein besonderer Platz gebührt. Es enthält keine theoretischen Auseinandersetzungen, sondern „Konversionsberichte“, autobiographische Skizzen um das Thema: „Wie bin ich Kommunist geworden und warum bin ich es nicht geblieben?“ Dabei unterscheidet es sich von all den Berichten russischer Autoren, die um das Hauptthema kreisen: „Wie ich der Hölle entrann.“ Denn

¹ The God that failed. Six studies in communism by Arthur Koestler, Ignazio Silone, Richard Wright, André Gide, Louis Fischer, Stephan Spender. (272 S.) London 1950.

es stammt nicht von jemand, der schicksalsmäßig in den Bolschewismus hineingeboren wurde, sondern von Männern, die ihn erwählt haben. Diese Männer aber haben, nachdem sie den Kommunismus verließen, keine neue geistige Heimat gefunden, und so ist das Buch zugleich eine offene Frage an unsere Zeit, nicht zuletzt an die Christen in dieser Zeit.

Der besondere Reiz des Buches liegt darin, daß es keine Untersuchung eines Außenstehenden, sondern der Lebensbericht von Männern ist, die „dabei“ gewesen sind. Wie das Arthur Koestler dem Herausgeber, dem englischen Labour-Parlamentsmitglied Richard Crossman, gesagt hat: „Wir ehemaligen Kommunisten sind die einzigen, die wissen, worum es geht.“ Die Geistesverfassung zu offenbaren, die zur Bildung der intellektuellen Führung des Kommunismus in den westlichen Ländern gehört, ist das eigentliche Ziel des Buches. Eines ist allerdings wahr: Von denen, die das Buch verfaßt haben, gehörte keiner zur wirklichen Führungsschicht. Aus den Reihen dieser gibt es wohl kaum einen anderen Ausweg als in den Tod. Die Verfasser des Buches sind eher „Mitläufer“ gewesen; sie hatten noch keine führenden Stellen inne. Sie erfuhren wohl den Reiz des kommunistischen „Feiertags“ — die Touristenreisen in die Sowjet-Union, die Demonstrationen und Aufzüge im Westen — sie haben aber nicht den starken Sog des kommunistischen Alltags erlebt: die Arbeit an der Spitze von Behörden und Ministerien, das geregelte und komfortable Dasein hoher Sowjet-Beamten, den Kitzel der täglich ausgeübten despotischen Macht. Diese wichtige Einschränkung dürfen wir nicht vergessen.

Die erste Frage, deren Lösung der Band erleichtern kann, ist die nach dem sozialen und geistigen Ursprung der kommunistischen Führung; denn diese Männer hätten durchaus dazu gehören können, wären sie nicht „allzufrüh“ ihrem Glauben untreu geworden. Nach den Berichten zu urteilen, dürfte man eigentlich keine besondere Schicht oder Konfession als dem Kommunismus in erhöhtem Maße verfallen bezeichnen. Der schlichte Neger und der höchst differenzierte Franzose, der sarkastische, scharfsinnige Koestler und der eher einfache Silone — sie alle finden sich hier einer geistigen Kraft gegenübergestellt, der sie nichts entgegenzusetzen haben. Höchst interessant und zum mindesten anfechtbar ist in diesem Zusammenhang aber die Behauptung des Herausgebers (S. 12), daß „der kommunistische Novize, der seine Seele dem kanonischen Gesetz des Kreml unterwarf, etwas von der Erleichterung verspürte, die auch der Katholizismus dem durch den Vorzug der Freiheit ermüdeten und gequälten Intellektuellen bringt“. Die Parallele zwischen Kommunismus und Katholizismus wird vom Herausgeber noch weiter durchgeführt mit dem Hinweis darauf, daß der Kommunismus viel mehr Erfolg in den katholischen als in den protestantischen Ländern habe und daß der Protestant, vor allem aber der Engländer, gegen alle Unfehlbarkeit den Einspruch des persönlichen Gewissens erhebe.

Diese Behauptung lohnt, daß man ein wenig dabei verweilt. Denn sie ist typisch einerseits für den Liberalen, dem alle Gemeinschaft des Glaubens

und alle Institution, die der Gemeinschaft notwendig entspringt, als solche verdächtig ist. Andererseits hört man hier sehr stark den „Eingeborenenstandpunkt“ des Engländers heraus, der auch sonst in den Berichten der Labour-Delegationen, die Rußland besucht hatten, hervortrat: für den „Eingeborenen“ — den Slaven, den Romanen — mögen diese Einrichtungen recht gut sein, der Engländer eignet sich nicht dafür.

Was die nüchternen Tatsachen betrifft: der Kommunismus ist bisher erst in dem Lande zur Macht gelangt, das nicht katholisch, sondern orthodox war. Die orthodoxe Kirche kennt weder das Dogma der Unfehlbarkeit, noch hat sie überhaupt je das Schwergewicht auf Dogma oder straffe Hierarchie gelegt. Die Beziehungen zwischen der orthodoxen Kirche und dem Bolschewismus sind ganz anderer Art und gehören nicht in diesen Zusammenhang. In Deutschland sind es sicher nicht die katholischen Gegenden, die die meisten Kommunisten aufweisen. Was aber den Kommunismus der romanischen Länder, Frankreich und Italien, betrifft, so erwächst er geistig gerade aus der Opposition gegen das Dogma, zeigt stark anarchistische Züge, Spaltungen und Häresien, hat auch bisher keine internationale Führungselite gebildet.

Doch viel wichtiger als diese Tatsachen ist eine grundsätzliche Überlegung. Die Feststellung Croßmans, daß der moderne ungläubige und liberale Intellektuelle, seiner „Freiheit“ überdrüssig, sich nach Bindung, nach unbedingter Forderung sehnt, ist zweifellos richtig. Nur beweist sie eher die Unzulänglichkeit alles liberalen „individuellen“, „nonkonformistischen“ Glaubens, auf den Croßman so stolz ist, als die Ähnlichkeit zwischen Katholizismus und Kommunismus. Denn auch wenn der Intellektuelle sich nach Bindung und Gemeinschaft sehnt, so bringt er doch als unverlierbaren Besitz seine Person, sein persönliches Opfer, sein Gewissen mit. Der grundlegende Unterschied aber zwischen dem katholischen Glauben und dem Kommunismus bereits in den Voraussetzungen, in den Haltungen, ist hier der unschätzbare Wert der Person, dort die Bedeutungslosigkeit des einzelnen. In der Mitte des katholischen Glaubens steht eben das Mysterium, in dem die persönlichste Verbindung des einzelnen mit dem personalen Gott gesetzt wird; der Kommunismus hingegen hat überhaupt keine Mitte. Richtig ist, daß der Kommunismus nicht eine politische Partei in dem seit 200 Jahren gebräuchlichen Sinne ist, sondern eine atheistische Glaubensgemeinschaft, die freilich an Stelle Gottes, der die Liebe ist, den Haß als treibende Kraft setzt. Dieser Gegensatz macht alle Vergleichsmöglichkeiten zunichte.

Mit Ausnahme von André Gide sind die Verfasser mitsamt dem Herausgeber durchweg im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts geboren. Vielleicht wirkt der Generationsunterschied mit, wenn man diese westlichen Kommunisten mit den russischen vergleicht. Auf die kürzeste Formel gebracht, stellen diese westlichen „Mitläufer“ die Enttäuschten dar, während die Bolschewiken die Gläubigen oder — in zweiter Generation — die ruhig überzeugten Funktionäre sind. Aber ohne die gläubige Begeisterung der

ersten bolschewistischen Generation wären die beiden anderen nicht möglich. Diese Begeisterung aber, wie auch die blinde Ergebenheit der zweiten bolschewistischen Generation, wurden vor allem durch die absolute Unwissenheit über alles andere genährt. Es ist die ungeteilte Hingabe des ersten Semesters, die der bolschewistischen alten Garde anhaftet (meistens sind sie auch nicht darüber hinausgekommen). So fällt den russischen Kommunisten der Verzicht auf eigenes Denken leichter, weil der wichtigste Impuls gar nicht vom Verstand, sondern vom Gefühl ausgeht und die Belastung mit unerwünschtem Wissen kaum ins Gewicht fällt. Von den westlichen Kommunisten, die an dem Band mitgearbeitet haben, sind der Neger Wright und vielleicht auch Ignazio Silone diesem Typus am nächsten. Im Grunde ist es die seit Christi Erscheinen lebendige Frage, das ewige Ärgernis: „Herr, stellst du in d i e s e r Zeit das Reich Israel wieder her?“ (Apg 1, 6), das diese Männer zum Kommunismus und nicht zum christlichen Glauben getrieben hat. Sie wollen hier und jetzt eine vollständige Umwandlung der Verhältnisse herbeiführen, und sie wollen die Abschaffung aller Ungerechtigkeit, Ausbeutung und Armut mit den Mitteln der Gewalt erreichen. Freilich steht der starke Wille zum Helfen und das Mitleid mit den Armen, die bei der Entstehung des russischen Sozialismus maßgebend waren, bei diesen Männern, außer bei Silone, nicht im Vordergrund. Der Antrieb hier ist eher rein negativ: Enttäuschung über das Bestehende. Daher ist vielleicht auch das instinktive Mißtrauen zu verstehen, das die primitiven Funktionäre der Partei diesen Intellektuellen entgegenbringen: sie spüren den Individualismus, der mit dem Kommunismus nie zu vereinbaren ist.

Was fanden nun diese Männer in der Partei? Koestler, der den glänzendsten Beitrag geliefert hat, beschreibt die „glücklichste Zeit“ seiner siebenjährigen Parteimitgliedschaft — die drei Monate, die er ohne feste Beschäftigung als „Agit-Prop“ der kommunistischen Zelle im „Roten Block“ am Bonner Platz (Straße?) in Berlin verbrachte. Es lohnt sich, diese Darstellung anzuführen (S. 52ff.).

„Die Tätigkeit der Zelle war halb legal, halb illegal . . . Nicht nur unser Denken, sondern auch unser Wortschatz war festgelegt. Einige Worte waren tabu — z. B. „das geringere Übel“ oder „spontan“; letzteres, weil „spontane Äußerungen des revolutionären Klassenbewußtseins“ ein Teil der trotzkistischen Theorie der permanenten Revolution war. Andere Worte und Redewendungen wurden beliebte Marktware. Ich meine nicht nur die offensichtlichen Bestandteile des kommunistischen Jargons wie „die Massen der Werktätigen“, sondern Wörter wie „konkret“ oder „sektiererisch“ (Du mußt Deine Frage in einer konkreteren Form stellen, Genosse“, „Du nimmst eine links-sektiererische Haltung an, Genosse!“).

Entsprechend ihrem Wortschatz und ihren Lieblingsausdrücken konnte man sofort Leute mit trotzkistischen, reformistischen, brandleristischen, blanquistischen und anderen Abweichungen herausriechen. Umgekehrt verrieten sich die Kommunisten durch ihren Wortschatz an die Polizei und später an die Gestapo. Ich kannte ein Mädchen, das die Gestapo fast aufs Geratewohl geschnappt hatte, ohne irgendwelche Beweismomente zu haben, und das sich mit dem Wort „konkret“ verriet. Der Gestapokommissar hörte ihm gelangweilt zu, fast überzeugt, daß seine Untergebenen einen Fehlgriff getan hatten — bis es das fatale Wort ein zweites Mal gebrauchte. Der Kommissar spitzte die Ohren. „Wo haben Sie diesen Ausdruck aufgeschnappt?“ fragte er. Das Mädchen, das bis dahin völlig beherrscht blieb, fing an zu plappern und, einmal soweit, war es verloren.

Unser literarischer, künstlerischer und musikalischer Geschmack wurde ähnlich „neu ausgerichtet“. Die Psychologie wurde sehr vereinfacht; es gab zwei anerkannte Gefühlsimpulse: Klassensolidarität und Sexualtrieb. Der Rest war „bürgerliche Metaphysik“ oder, wie Ehrgeiz und Machtstreben, „Ergebnis der kapitalistischen Konkurrenzwirtschaft“.

Was den Sexualtrieb angeht, so gerieten wir darüber in einige Verlegenheit, obwohl er offiziell anerkannt war. Monogamie und die ganze Institution der Familie waren das Ergebnis des Wirtschaftssystems; sie erzeugten Individualismus und Heuchelei, lenkten vom Klassenkampf ab und wurden alle zusammen verworfen; die bürgerliche Ehe war lediglich die von der Gesellschaft sanktionierte Form der Prostitution. Aber die Promiskuität war ebenfalls eine böse Sache. Sie war in der Partei verbreitet, in Rußland wie im Ausland, bis Lenin seine berühmte Erklärung gegen die Glas-Wasser-Theorie abgab (das war die verbreitete Meinung, der Geschlechtsakt habe nicht mehr zu bedeuten als das Löschen des Durstes durch ein Glas Wasser). So war nun die bürgerliche Moral etwas Schlechtes, aber die Promiskuität war ebenfalls etwas Schlechtes und die einzig richtige, konkrete Haltung gegenüber dem Geschlechtstrieb war die Proletarische Moral. Diese bestand darin, daß man heiratete, seiner Gattin treu blieb und proletarische Babys zeugte. Ja nun, war das nicht dasselbe wie die bürgerliche Moral? Diese Frage, Genosse, zeigt, daß Du in mechanistischen, nicht in dialektischen Begriffen denkst. Was ist der Unterschied zwischen einem Gewehr in der Hand des Polizisten und einem Gewehr in der Hand eines Angehörigen der revolutionären Arbeiterklasse? Der Unterschied zwischen dem Gewehr in der Hand des Polizisten und in der Hand des Angehörigen der revolutionären Arbeiterklasse ist, daß der Polizist ein Lakai der herrschenden Klasse und sein Gewehr ein Werkzeug der Unterdrückung, dasselbe Gewehr in der Hand eines Angehörigen der revolutionären Arbeiterklasse aber ein Werkzeug der Befreiung der unterdrückten Massen ist. Derselbe Unterschied besteht zwischen der sogenannten bürgerlichen „Moral“ und der Proletarischen Moral. Die Institution der Ehe, die in den kapitalistischen Ländern eine Form der bürgerlichen Entartung ist, ist in einer gesunden proletarischen Gesellschaft dialektisch verwandelt. Hast Du verstanden, Genosse oder soll ich meine Antwort in einer konkreteren Form wiederholen?

Wiederholungen in der Aussage; die Katechismustechnik der Wiederholung der ganzen rhetorischen Frage in der Antwort; der Gebrauch von stereotypen Eigenschaftswörtern und das Abtun einer Haltung oder einer Tatsache durch das einfache Mittel der Anführungsstriche, die den ironischen Tonfall verliehen (die „revolutionäre“ Vergangenheit von Trotzki, das „humanistische“ Blöken der „liberalen“ Presse usw.); das alles sind die Wesenszüge eines Stils, dessen unbestrittener Meister Josef Dschugaschwili ist und der gerade durch seine Langeweile eine einschläfernde, hypnotisierende Wirkung ausübt. Zwei Stunden dieses dialektischen Tam-Tam — und man weiß nicht mehr, ob man Männchen oder Weibchen ist, man ist bereit, jeweils das zu glauben, dessen Gegenteil in Anführungsstrichen erscheint. Man war also bereit zu glauben, daß a) die Sozialisten die Hauptgegner oder b) die natürlichen Verbündeten sind; daß sozialistische und kapitalistische Länder a) in Frieden miteinander auskommen oder b) nicht in Frieden miteinander auskommen können; und daß Engels, als er schrieb, der Sozialismus in einem Lande sei unmöglich, genau das Gegenteil davon gemeint habe. Sie lernten ferner mit der Methode der Ketterschlüsse zu beweisen, daß jemand, der Ihnen widersprach, ein Agent des Faschismus war, denn a) durch seinen Widerspruch gegenüber Ihrer Linie gefährdete er die Einheit der Partei, b) durch die Gefährdung der Einheit der Partei erhöhte er die Chance des Sieges für die Faschisten; also handelte er c) objektiv als ein Agent des Faschismus, auch wenn ihm „subjektiv“ die Faschisten in Dachau die Nieren zu Brei geschlagen haben ...

Eine besondere Eigenart des Parteilebens zu dieser Zeit war der Kult des Proletariats und die Verachtung der Intelligenz. Das war das Hindernis, der Schmerzkomplex aller kommunistischen Intellektuellen aus dem Mittelstande. Wir waren in der Bewegung nur geduldet, ohne Anrecht darauf; das wurde Tag und Nacht unserem Bewußtsein eingehämmert. Man mußte uns dulden, weil Lenin es so gesagt hat, und weil Rußland ohne die Ärzte, Ingenieure und Wissenschaftler aus der früheren Intelligenz und ohne die verhafteten ausländischen Fachleute nicht auskommen konnte. Aber man sollte uns nicht mehr vertrauen oder achten, als es im Dritten Reich gegenüber der Kategorie der „nützlichen Juden“ geschah, denen man erlaubte, zu überleben und die man mit Armbinden versah, damit man sie nicht irrtümlich in die Gaskammer schob, bevor die Spanne ihrer Nützlichkeit abgelaufen war. Die „Arier“ der Partei waren die Prolet-Arier, und die soziale Abstammung der Eltern und Großeltern war bei der Aufnahme als Mitglied und bei den üblichen halbjährlichen Säuberungen ebenso wichtig wie die arische Abstammung für die Nazis. Die idealen Proletarier waren die russischen Fabrikarbeiter, und deren Auslese waren die Arbeiter des Putilow-Werks in Leningrad und der Ölfelder in Baku. In allen Büchern, die wir lasen oder selbst schrieben, war der ideale Proletarier immer breitschultrig, mit einem offenen Gesicht und einfachen Gesichtszügen; er war völlig klassenbewußt, und hielt seinen Geschlechtstrieb gut unter Kontrolle; er war stark und schweigsam, warmherzig, aber auch

hart, wenn es nötig war; er hatte große Füße, schwielige Hände und eine tiefe Baritonstimme, mit der er revolutionäre Lieder singen konnte. Proletarier, die keine Kommunisten waren, waren keine richtigen Proletarier — sie gehörten entweder zum Lumpenproletariat oder zu der Arbeiter-Aristokratie. Keine Bewegung kann ohne ein heroisches Vorbild bestehen; Genosse Iwan Iwanowitsch vom Putilow-Werk war unser Buffalo Bill. Ein Angehöriger der Intelligenz konnte nie ein wirklicher Proletarier werden, aber es war seine Pflicht, das Ideal so weit wie möglich zu verwirklichen. Einige versuchten es durch Weglassen der Krawatte, durch Tragen von Pullovern und durch schwarze Fingernägel. Aber dies wurde verworfen; es war Heuchelei und Snobismus. Die richtige Art war, nie etwas zu schreiben, zu sagen und vor allem zu denken, was nicht vom Straßenkehrer verstanden werden konnte. Wir warfen unser geistiges Gepäck über Bord wie von Panik ergriffene Passagiere des sinkenden Schiffes, bis es zusammenschrumpfte auf das unbedingt notwendige Minimum der Schlagworte, dialektischer Ausdrücke und Marxzitate, die den internationalen Jargon des Dschugaschwilischen bilden. Der zweifelhafte Vorzug, eine bürgerliche Erziehung genossen zu haben, die Fähigkeit, nicht bloß eine, sondern verschiedene Seiten eines Problems zu sehen — das wurde zur dauernden Ursache von Selbstvorwürfen. Wir sehnten uns danach, eingleisig und einfältig zu werden. Geistige Selbstkastration war ein geringer Preis dafür, dem Genossen Iwan Iwanowitsch ähnlich zu werden.“

Dieser brillante Intellektuelle (dem allerdings S. 76 das Pech zustößt, „Seid umschlungen Millionen“ aus Goethe zu zitieren!) konnte immerhin ein Jahr in Rußland verleben und in dieser Zeit ein Buch zur Verherrlichung des Landes schreiben. Er sah dort den Hunger und die menschenunwürdigen Lebensbedingungen der Arbeiter; er hörte die Lügen der Propaganda. Trotz allem blieb er, wenn auch in seinem Glauben erschüttert, weitere fünf Jahre in der Partei. Die Periode der „Volksfront“, der Mitarbeit der Kommunisten mit allen „antifaschistischen“ Parteien stärkte seine Zuversicht; die Arbeit im Dienste dieser Volksfront schläferte seine Zweifel ein. Der wichtigste Grund aber war (ähnlich wie im „Dritten Reich“ bei so manchem Parteigänger) die Überzeugung, nur innerhalb der Partei an ihrer Besserung arbeiten zu können.

Wir überlassen ihm wieder das Wort (S. 73): „Es war die Überzeugung, die von den besten meiner Freunde geteilt wurde, die jetzt entweder die Partei verlassen haben oder liquidiert worden sind. Obwohl wir Scheuklappen trugen, waren wir nicht blind, und sogar die größten Fanatiker unter uns konnten nicht anders als merken, daß nicht alles an unserer Bewegung gut war. Aber wir wurden nie müde, einer dem andern — und jeder sich selbst — vorzusagen, daß die Partei nur von innen, nicht von außen geändert werden konnte. Man konnte aus einem Club und aus einer üblichen Partei austreten, wenn deren Politik einem nicht mehr paßte; aber die Kommunistische Partei war etwas ganz anderes, sie war die Avantgarde des Proletariats, die Verkörperung des Willens der Geschichte. Wenn man sie einmal verließ, war man extra muros und nichts von dem, was man sagte oder tat, konnte sie auch im geringsten beeinflussen. Die einzige dialektisch richtige Haltung war, drin zu bleiben, den Mund zu halten, die Galle herunterzuschlucken und auf den Tag zu warten, an dem, nach der Niederlage der Feinde und dem Sieg der Weltrevolution, Rußland und die Komintern bereit sein würden, demokratische Einrichtungen zu sein. Dann und erst dann würden sich die Führer für ihre Taten verantworten müssen: für die vermeidbaren Niederlagen, für die schlammige Plut der Verleumdung und heimtückischer Anklage, in der die Besten unserer Kameraden untergegangen sind. Bis zu diesem Tag mußten wir das Spiel weiterspielen: bestätigen und widerrufen, ableugnen und denunzieren, unser Wort verschlucken und unser Gespei herunterwürgen; das war der Preis, den wir dafür zu zahlen hatten, daß wir uns weiterhin nützlich fühlten und so unsere pervertierte Selbstachtung bewahrten ... (S. 79) Zu keiner Zeit und in keinem Lande sind mehr Revolutionäre umgebracht oder zur Sklaverei verurteilt worden, als in Sowjet-Rußland. Für jemand, der wie ich sieben Jahre lang für jede Torheit und jedes Verbrechen, die unter der marxistischen Fahne verübt wurden, Entschuldigung finden konnte, ist das Schauspiel dieser dialektischen Seiltänze des Selbstbetruges, die von klugen und gutwilligen Männern ausgeführt werden, entmutigender als alle Barbarei der Armen im Geiste. Da ich die fast unbegrenzten Möglichkeiten der geistigen Akrobatik auf diesem über das Gewissen gespannten Seil erfahren habe, weiß ich, wie stark man an diesem elastischen Seil zerren muß, bis es reißt.“

Am meisten Ähnlichkeit mit der bolschewistischen alten Garde zeigen der Italiener Ignazio Silone und der Neger Richard Wright. Bei beiden ist die treibende Kraft Mitleid mit den ungerecht Unterdrückten und Armen — den Kleinbauern Süditaliens, den Negern. Beide erhoffen vom Kommunismus den Einbruch der Gerechtigkeit — der sozialen Gerechtigkeit, der nationalen Verständigung. Beide würden nie von sich aus die Partei verlassen haben, wie es Koestler wahrscheinlich doch gemacht hätte, wenn diese sich in der Zeit, da sie zu ihr stießen, nicht bereits umgewandelt hätte — aus einer revolutionären Bewegung in der Tradition der sozialistischen Utopie zum gehorsamen Befehlsempfänger des Kreml. In dieser veränderten Lage werden die beiden begeisterten Intellektuellen, statt die Massen zu führen, von stumpfen „Kreml-Polizisten“ aus den Reihen derselben Massen bewacht, verhört und überführt. Bezeichnend ist ein Dialog, den Wright mit einem Kommunisten führte (S. 133 ff.):

„Ein ruhiger Neger, Kommunist, kam zu mir eines Nachts und bat mich, auf die Straße herauszukommen, um ungestört mit mir zu sprechen. Er machte Prophezeiungen über meine Zukunft, die mich erschreckten. ‚Die Intellektuellen passen nicht gut für die Partei, Wright‘, sagte er feierlich.

‚Aber ich bin kein Intellektueller‘, protestierte ich. ‚Ich kehre die Straßen für meinen Lebensunterhalt. Ich wurde gerade durch die öffentliche Unterstützung angewiesen, die Straßen für dreizehn Dollar die Woche zu kehren.‘

‚Das macht keinen Unterschied‘, sagte er. ‚Wir erinnern uns an die Unannehmlichkeiten, die wir in der Vergangenheit mit den Intellektuellen hatten. Man schätzt, daß nur dreizehn Prozent davon in der Partei bleiben.‘

‚Warum gehen sie denn fort, wenn du schon darauf bestehst, daß ich auch ein Intellektueller bin?‘ fragte ich.

‚Die meisten gehen weg auf ihren eigenen Wunsch.‘

‚Gut, ich gehe aber nicht‘, sagte ich.

‚Einige werden ausgeschlossen‘, deutete er ernsthaft an.

‚Warum?‘

‚Wegen allgemeiner Opposition gegen die Politik der Partei‘, sagte er.

‚Aber ich treibe keine Opposition gegen irgendetwas in der Partei.‘

‚Du wirst deine revolutionäre Loyalität beweisen müssen.‘

‚Wie?‘

‚Die Partei hat Mittel, die Leute zu prüfen.‘

‚Gut, rede schon. Was ist es?‘

‚Wie stellst du dich der Polizei entgegen?‘

‚Gar nicht‘, sagte ich. ‚Sie hat mich noch nie belästigt.‘

‚Kennst du Evans?‘ fragte er, einen militanten Negerkommunisten aus der Nachbarschaft erwähnend.

‚Ja. Ich habe ihn gesehen; ich habe ihn getroffen.‘

‚Hast du gemerkt, daß er verwundet ist?‘

‚Ja. Sein Kopf war verbunden.‘

‚Er kriegte diese Wunde von der Polizei während einer Demonstration‘, erklärte er. ‚Das ist ein Beweis der revolutionären Loyalität.‘

‚Meinst du, daß mich erst mal die Polente am Kopf prügeln muß zum Beweis, daß ich aufrichtig bin?‘ fragte ich.

‚Ich schlage nichts vor‘, sagte er. ‚Ich erkläre bloß.‘

‚Schau. Nimm an, die Polente prügelt meinen Kopf und ich kriege eine Gehirnerschütterung. Nimm an, ich habe danach eine Schraube los. Kann ich dann schreiben? Was werde ich damit bewiesen haben?‘

Er schüttelte den Kopf. ‚Die Sowjet-Union hat eine Menge von Intellektuellen erschießen müssen‘, sagte er.

‚Großer Gott!‘ rief ich aus. ‚Weißt du, was du redest? Du bist nicht in Rußland. Du stehst auf einem Bürgersteig in Chicago. Du sprichst wie im Traum.‘

‚Du hast doch von Trotzki gehört, nicht?‘ fragte er.

‚Ja.‘

‚Weißt du, was mit ihm passiert ist?‘

„Man hat ihn aus der Sowjet-Union verbannt“, sagte ich.
 „Weißt du, warum?“
 „Nun“, sagte ich und versuchte, meine Unkenntnis der Politik zu verbergen (denn ich habe nicht die Einzelheiten von Trotzki's Kampf gegen die Kommunistische Partei Rußlands verfolgt), „es scheint, daß er, nachdem man einen Beschluß gefaßt hatte, diesen Beschluß gebrochen und gegen die Partei organisiert hat.“
 „Es war wegen gegenrevolutionärer Tätigkeit“, fuhr er ungeduldig auf. Ich erfuhr es später, daß meine Antwort unbefriedigend war, denn sie war nicht in den annehmbaren Phrasen der bitteren, anti-trotzkistischen Denunziation abgefaßt.
 „Ich verstehe“, sagte ich. „Aber ich habe noch nie Trotzki gelesen. Was ist sein Standpunkt über die Minderheiten?“
 „Warum fragst du mich?“ fragte er. „Ich lese nie Trotzki.“
 „Schau“, sagte ich. „Wenn du mich beim Lesen von Trotzki angetroffen hättest, was würde es für dich bedeuten?“
 „Genosse, du verstehst nicht“, sagte er verdrießlich.
 Damit endete das Gespräch. Aber es war nicht das letzte Mal, daß ich die Worte zu hören bekam: „Genosse, du verstehst nicht.“

Auch Ignazio Silone „verstand nicht“. Sein lebendiger Bericht ist voll von Erinnerungen an Zwischenfälle des Mißverstehens; er ist geneigt, diese trennende Mauer durch den Unterschied zwischen westlichen und russischen Kommunisten zu erklären. Doch muß er selbst in manchen Fällen erkennen, daß auch westliche Kommunisten auf der anderen Seite der Mauer standen. Die Trennung hier fällt nicht mit nationalen Unterschieden zusammen; sie ist im Laufe der Umwandlung der revolutionären Bewegung zur despotischen Bürokratie entstanden und hat naturgemäß vor allem die russische Partei erfaßt, weil die Machtübernahme erst in Rußland geglückt war. Die Entwicklung in den russischen Satellitenstaaten (den Tito-Staat nicht ausgenommen) beweist, daß die Wurzel, wie so oft, nicht in den nationalen Eigenschaften liegt. Doch lassen wir auch Silone selbst zu Wort kommen (S. 107):

„Einmal verbrachte ich Stunden damit, einer Leiterin des Staatsverlags zu erklären, warum sie zum mindesten beschämt sein sollte über die Atmosphäre der Mutlosigkeit und Ängstlichkeit, in der die Sowjetschriftsteller lebten. Sie konnte nicht verstehen, was ich ihr zu sagen versuchte. „Die Freiheit“, erklärte ich ihr, „ist die Möglichkeit zu zweifeln, zu irren, zu suchen und experimentieren, es ist die Möglichkeit, zu jeder Autorität — der literarischen, künstlerischen, philosophischen, religiösen, sozialen und sogar politischen — nein zu sagen.“ „Aber das“, flüsterte die hohe Sowjetbeamtin entsetzt, „das ist ja Gegenrevolution.“ Und noch eine kleine Begebenheit erzählt Silone (S. 109): „In einer Ausschusssitzung der Komintern wurde das Ultimatum der Zentrale der englischen Trade-Unions besprochen, das den lokalen Verbänden unter Androhung des Ausschlusses verbot, die kommunistische Minderheit zu unterstützen. Nachdem der englische Delegierte die Schwierigkeiten erklärt hatte — entweder das Ende der Minderheitsbewegung oder ihren Auszug aus den Gewerkschaften, schlug der russische Delegierte Pjatnitzki eine Lösung vor, die ihm das Ei des Kolumbus zu sein schien: „Die Verbände“, sagte er, „sollten erklären, daß sie sich der Forderung unterwerfen und dann in der Praxis genau das Gegenteil tun.“ Der englische Kommunist warf ein: „Aber das wäre eine Lüge.“ Lautes Lachen begrüßte diesen freimütigen Einwand, herzlich, offenes, nichtendend wollendes Lachen, wie es die düsteren Büros der Komintern vielleicht noch nie gehört haben.“

Die Berichte von Koestler, Silone und Wright sind die lebendigsten. André Gide, Fischer und Spender liefern mehr eine rückschauende Betrachtung, geben eine Synthese ihrer Erfahrungen; das pulsierende Leben der drei ersten Berichte fehlt.

Trotz dieser Unterschiede fällt es leicht, die gemeinsamen Züge der sechs Berichte herauszufinden. Die Unzufriedenheit mit der sozialen Ordnung der Welt, die sich für Silone und Wright zum persönlichen Leid steigert; das

Mitgefühl mit den Unterdrückten und die Unruhe des Gewissens ob des eigenen Wohlstands bei Gide; das Bestreben, die Macht der Wirtschaft und des Kapitals zu brechen und eine Zeit der Freiheit herbeizuführen: diese Antriebe führen die an sich so verschiedenen Männer nach Moskau. Vor 150 Jahren wären sie aus demselben Grunde nach dem revolutionären Paris gegangen.

Was aber ist geschehen, das sie nach einigen Jahren aus dem ersehnten neuen Reich heraustrrieb und nun „heimatlos“ gemacht hat? Sie sind zu spät zum Bolschewismus gestoßen. Sie hätten bei ihm ausgehalten in der Zeit der illegalen Kämpfe, des Exils und der Niederlagen, in der Zeit der revolutionären Bewegung. Nun, da sie ihn erst nach dessen Sieg persönlich erfahren haben, mußten sie feststellen, wie Louis Fischer sagt, daß (S. 219) „jetzt neunzehn Jahre nach der feurigen Geburt des bolschewistischen Systems die allgemeine Angst, durch den Terror durchaus gerechtfertigt, den Aufstand getötet, den Protest zum Schweigen gebracht und die Zivilcourage vernichtet hat. Statt des Idealismus ein zynisches ‚Sicherheit zuerst‘. Statt der Hingabe an den höheren Zweck Streben nach persönlichem Fortkommen. Statt des lebendigen Geistes toter Konformismus, bürokratischer Formalismus und papageienhafte Wiederholung von falschen Klischeés.“

Trotz aller Versuche des Selbstbetruges konnten sie nicht auf die Dauer hinter ihrem Traum der Freiheit und Gerechtigkeit die größte Sklaverei der Geschichte übersehen. Sie sind durch harte Tatsachen, durch Meuchelmorde und zynische Lügen eines besseren belehrt worden. Man kann aber nicht sagen, daß diese Enttäuschung über die Verwirklichung ihres Ideals ihnen auch die Zauberkraft des Ideals selbst vermindert hätte. Und darin liegt unsere Frage an diese Männer. Sie haben die furchtbare Erniedrigung des Menschen und seine Perversion im Bolschewismus erfahren, am tiefsten Koestler. Sie sind aber nicht den weiteren Schritt gegangen, sich zu fragen, ob diese Entwicklung nicht bereits in der Idee des Bolschewismus liegt: in seinem falschen Menschenbild, das ja lediglich das Ergebnis seiner eingemotteten materialistischen Weltanschauung aus dem Frankreich der Enzyklopädisten ist. Wenn der Mensch nur eine Tierart ist, liegt sein Wert nur in seiner Zahl und in seinem Nutzen für diese Zahl. Das einzige, was sich diesen Männern angesichts der entsetzlichen Verwüstung des Menschen entringt, ist der Ruf nach Freiheit. Sie haben aber nicht die Folgerung gezogen, daß erst die Wahrheit uns frei machen kann. Die Feststellungen, die sie in Bezug auf die Wahrheit machen, gehen nicht über den Schlußsatz von Louis Fischer hinaus, daß der Mensch Mittel und Ziel zugleich sei. Damit kehren sie zur Unverbindlichkeit der Sophisten zurück, zu der Freiheit, der sie ja gerade im Kommunismus entrinnen wollten. Der Irrweg wurde zurückgelegt und verlassen; sie fanden sich aber an der Ausgangsstelle wieder, allerdings um viele Illusionen ärmer — aber dies allein bewahrt wohl kaum vor weiteren Irrwegen. So haben mehrere von ihnen, obwohl bereits vom Kommunismus in Rußland enttäuscht, für denselben Kommunismus in Spanien ge-

fochten; man könnte sich denken, daß sie sich auch jetzt noch der kommunistischen Bewegung anschließen würden — wenn sie nicht an der Macht wäre, sondern erst um diese Macht kämpfte.

So bleibt unsere Frage an die Verfasser des Buches, warum sie nicht nach den tieferen Ursachen des „Sündenfalls“ ihres Ideals und nach einem wahren Weg aus der unverbindlichen Freiheit der Liberalen suchen.

Zugleich aber stellt das Buch auch eine Frage an die Christen. Daß die Sehnsucht nach sozialer Gerechtigkeit, das Leiden unter Unrecht und krassen Gegensätzen zwischen den sozialen Schichten anscheinend keinen Widerhall von christlicher Seite fanden, liegt nicht nur an den Suchenden, sondern auch an den Christen. Die Mißstände können von den Christen gar nicht klar genug gesehen, nicht beherzt genug angepackt werden, wenn die „Welt“ erkennen soll, daß das Christentum wirklich der Sauerteig ist, der, von innen her arbeitend, die träge Masse auch nach außen sichtbar verwandelt.

Nachlese zum Goethejahr

Von WILHELM GRENZMANN

Die Feier von Goethes 200. Geburtstag fällt in eine Zeit abendländischer Zusammenbrüche und Verwandlungen. So sieht sich das Andenken an den großen Dichter in die geistigen Entscheidungen gestellt, die heute allen Menschen aufgegeben sind. In diesen Jahren, in denen die Welt sich bis in die Grundlagen hinein erschüttert weiß und das Erbe einer langen Überlieferung von außen und von innen als bedroht erkennt, hat sich der Blick seiner Freunde in allen Erdteilen fragend auf ihn gerichtet, was er in den Wirrwarr unserer Zeit hineinzusprechen vermöchte — ob er überhaupt noch dazu berufen oder in der Lage sei, für uns ein wegweisendes Wort zu finden. So wurde die Begegnung mit ihm — trotz aller Festlichkeiten — mehr als ein bloß feierndes Gedenken. Goethes ragende Gestalt wurde mit Maßen gemessen, die größer sind als er selbst, die Gültigkeit und Wahrheit seiner Aussage unter den höchsten Gesichtspunkten geprüft. Sein Werk gibt die Antwort. Das Ergebnis ist, daß uns ein in vieler Hinsicht gewandeltes, von Irrtümern und Mißverständnissen befreites Bild des Dichters entgegenblickt. Es hat sich bewahrheitet, daß angesichts des ungeheuren Chaos unserer Zeit der Weg zu Goethe ein Weg zu den Grundlagen ist, ja, daß der Dichter bei all den furchtbaren Auflösungen in unserer Gegenwart eine haltende Mitte und sogar ein Führer zu einem Größeren sein kann. Wer heute von Goethe spricht, denkt weniger an den Grenzen sprengenden Titanen des Sturmes und Dranges, als an den Ordnung suchenden, den Gesetzen des Lebens zugewandten und diesen gehorsamen Goethe der späteren Jahre, für den die christliche Tradition und ihre Bestände ein treu bewahrtes Gut sind, auch wenn er sich nicht zu den Glaubenssätzen einer Kirche bekennt. Goethe gehört zu den großen Bewahrern und Hütern, den Umbildnern und Erneuerern der abendländischen Überlieferung. Daß diese Tatsache schärfer als je erkannt und ausgesprochen wurde, scheint eines der wesentlichen Verdienste der letzten Goethe-Forschung zu sein.

Daß das Goethebild der letzten Jahre dennoch nicht einheitlich ist, liegt an der schwer faßbaren Größe von Goethes Erscheinung selbst. Der Dichter hat sich einen Proteus genannt; es findet sich Gegensätzliches und Unvereinbares in ihm, und es kann sein, daß sich die entgegengesetztesten Naturen auf ihn berufen. Auch